

# Zwischen den Zeiten

Ein Porträt von Ida Friederike Görres (1901-1971) zu ihrem 90. Geburtstag

Von Hanna-Barbara Gerl

## 1. Zwischen den Kulturen: Das Leben

Elisabeth Friederike, die sich selbst später Ida Friederike nannte, wurde am 2. Dezember 1901 als sechstes Kind des Reichsgrafen und österreichischen Diplomaten Heinrich von Coudenhove-Kalergi und der Japanerin Mitsou Aoyama auf Schloß Ronsperg mitten im Böhmerwald geboren. Ihr Erscheinungsbild spiegelte diese doppelte Herkunft deutlich; sie selbst empfand aber auch ihre geistige Herkunft aus zwei so unterschiedlichen Kulturen heftig und zuweilen schmerzlich: »Ob die große Traurigkeit, der unbarmherzige Blick auf die Welt mein Erbteil aus Asien ist? Es ist etwas Uraltes, Urweises, aber etwas unerlöst Altes und Weises, an dem ich da teilhabe.«<sup>1</sup>

Ihr Vater starb, ihr kaum erinnerlich, bereits mit 50 Jahren; über ihre Mutter schreibt sie folgendes – und darin deutet sich eine lebenslange Suche nach Integration und »Aufhebung« des mütterlichen Erbes an: »Ach, ihr tieftragisches Schicksal könnte erst ein großer Romancier der nächsten Generation schreiben, so wie die Mitchell ›Gone with the wind‹. Glauben Sie, sie wäre überhaupt gefragt worden, ob sie einen Europäer heiraten wollte, einen Europäer, von dem sie nur wußte, es seien ›weiße Teufel mit roten Haaren und Fischaugen‹? Ihr später, bitterer Kommentar: ›Es war ärger als der Tod. Aber japanische Mädchen konnten gehorchen.‹ Befehl des Vaters, unwidersprechlich (...) Meine Mutter mochte von ihren sieben Kindern nur die beiden Ältesten, die noch in Japan geboren waren, und ließ uns andere nie im Zweifel darüber (...) Mein Vater starb schon 1906, ich war vier. Wenn ich Hiesige wegen ›mangelnder Nestwärme‹ klagen höre, muß ich fast lachen. Wir ahnten nicht einmal, daß man sowas vermissen kann.«<sup>2</sup>

Die Mutter, die in ihrer fremdartigen Schönheit und Zierlichkeit bis zum Tode des Vaters vor allem gesellschaftlich repräsentiert hatte, kehrte nach 1906 unerwartet die Seite des Befehlens und der Herrschaft über ihre Familie hervor. Ihren drei Töchtern Olga, Ida und Elsa stand sie zurückhaltend gegenüber – einer der häufig ausgesprochenen Gründe war deren mangelnde »Schönheit«. Im wesentlichen waren es die Kinderfrauen, die die Geschwister erzogen.

Hierin drückt sich eine weitere Zwischenstellung aus: jene zwischen der alten Hocharistokratie und dem »Volk«, wirklich »unten gesehen«: »Erinnerst du dich, wie die Welt von der Schloßperspektive aussah? So ungefähr wie eine ägyptische Stufenpyramide. Ganz oben wohnte ›man‹ einsam auf weiter Höh'. Dann kam lange nichts, dann kamen der Herr Pfarrer und die Gutsbeamten und der Herr Doktor und die Schwestern vom Waisenhaus, das war so ungefähr wieder ein Engelchor für sich – und dann weit weit

---

1 I.F. Görres, *Nocturnen. Tagebuch und Aufzeichnungen*. Frankfurt 1949.

2 Dics., Brief an Annemarie Langens, in: *Frau im Leben*, 1971.

darunter verschwamm die ganze übrige Welt in eine ungegliederte wimmelnde Fläche. Unsere Gouvernanten und Erzieherinnen waren demütige schattenhafte Geschöpfe, die um unser Leben flatterten, ohne daß wir sie recht merkten. Eigentlich standen sie den Dienstboten viel näher als uns – und du weißt ja, die wohnten auf einem anderen Stern« (*Die Erhörung*). Diese »anderen« blieben einfach blaß; erst später ereignet sich etwas wie Begegnung, aber vor dem Hintergrund vieler nie bemerkter Leben: »Ich habe einfach zum erstenmal einen Menschen gesehen. Die anderen waren einfach da, nett oder unangenehm oder keines von beiden. Sie waren wie die Möbel im Haus, wie die Bäume im Garten. Man dachte nicht über sie nach, man nahm sie als gegeben (...), sie störten nur, wenn man gerade über sie stolperte. Sonst konnte man auch von ihnen fortgehen, in das Wirkliche hinein, in dem man selber lebte und das so unendlich viel wichtiger und lebendiger war als alles andere, schon gar als die Leute. In dieser Welt, die nur einem selber gehörte, die sie nicht einmal ahnten, dort existierten sie einfach nicht« (*Die Erhörung*).

Trotzdem gab es »das Wirkliche«, tiefe Nahrung auch in dieser Kindheit: »Der Duft der Dinge, die Güte der Dinge, ich spiele schon lange damit, dieses Element als die ›einspringende Gnade‹ in meiner Kindheit auszusprechen – das, was bis zu einem gewissen Maß die Öde und Kälte unsrer so merkwürdig gnaden-, geist- und liebeleeren Erziehung aufgewogen hat. Die ›Stimmung‹ – das heißt aber: die Essenz, die Wesenheit von Haus und Zimmer und Wald und Jahreszeit, die sich stumm und mächtig ausströmend offenbarte und die Seele berührte – die einzigen ›numinosen‹ Erfahrungen meiner Kindheit.« Vor allem der zeitlebens geliebte Wald verlieh Ida das unilgbare Gefühl der Heimat. Ihr Empfinden für die Natur war so ursprünglich, daß es mit dem Sinn für das Wort zusammenfiel: Ihre ersten Gedichte waren an den Wald gerichtet. Auf dieses Grunderlebnis des Kindes weist noch die späte Bemerkung von 1969 zurück: »Was der Wald mich gelehrt hat, das ist eingegangen bis ins Mark meines Selbst, das hat mein Gottesbild gefärbt, mein Selbstbegreifen und mein Menschenverständnis.«<sup>3</sup> Oder die bewegende Schlußstrophe des Gedichtes *Alte Heimat*:

»Gleichgeblieben sind sich nur die Düfte,  
Harz und Moos und ferne hoch der Lüfte  
Nie vergessenes, nie versiegttes Blau.«  
(*Der verborgene Schatz*)

In österreichischen Klosterschulen herangewachsen, begegnete das junge Mädchen dort erstmals der Kirche in ihrer bergenden, freilich auch starren Form. Erst in der katholischen Jugendbewegung nach 1918, im österreichischen Bund *Neuland*, dessen gesamt-kulturellen und religiösen Erneuerungswillen sie führend mitgestaltete, vertiefte sich dieses Kirchenbild zu unerwarteter Lebendigkeit. Rasch kam sie in Berührung mit der geistigen Mitte des *Quickborn*, mit Romano Guardini auf Burg Rothenfels am Main. Zeitweise wurde sie zur Mitarbeiterin in der dem *Hochland* vergleichbaren Rothenfelder Zeitschrift *Die Schildgenossen*, woraus auch ihr erstes Buch *Gespräch über die Heiligkeit* zum Elisabeth-Jubiläum 1931 erwuchs. Bereits hier vollzog sich der Schritt aus einem romantischen Blick auf die Vergangenheit zu dem Bestehen der geistigen

Aufgaben der Gegenwart. John Henry Newman, aber auch vor allem Erik Peterson waren dabei ihre vielgelesenen, geliebten Begleiter.

Die Begegnung mit der Jugendbewegung entbindet alle Kräfte von Ida Coudenhove, wenn auch noch nicht zur Reife: »Wer den Rausch des Aufbruchs nicht erlebt hat, soll darüber nicht skeptisch lästern. Er möge sich ähnlicher Ausfahrten erinnern – erster Liebe, erster Abenteuer des Geistes, ersten Entdeckerjubels. Es war eine großartige Sache. Wer, der ihr angehört hat, vermöchte ohne lebenslange Dankbarkeit ihrer zu gedenken! Heute wissen wir zwar, wieweit es Illusion war. Aber eine heroische Illusion, geboren aus einem unbändigen Vertrauen auf die Kraft und Weite des menschlichen Geistes – das alle Grenzen überflog. Der Irrtum bestand darin, daß wir Sehnsucht, Wunschtraum, Postulate verwechselt haben mit Ergebnissen und Wirklichkeit. Daß wir den Aufbruch schon für Eroberung hielten und vorwegnehmend nachhalfen, wo das Bild noch Lücken zeigte. Besonders in dem Letzteren lag die Täuschung.« Oder: »Was wir als den christlichen Glauben und das katholische Weltbild aufbauten, war sozusagen ein Prachtmodell davon (...) Es ist ja auch ein berauschendes Schauspiel und es ist gut, wenn es tief und mächtig auf einen gewirkt hat und einen mit Stolz und Verantwortungsgefühl des Erben erfüllt hat. Und es gibt, scheint mir, einen guten Unterbau ab für die nachfolgende Erkenntnis, daß auch all dies nur Spiegel und Stückwerk ist, »Schatten und Bilder«. Es verhindert nämlich, was sonst eigentlich nahe läge, daß aus der Erschütterung, die der Durchbruch zur nächsten Stufe mit sich bringt, Skepsis oder Traditionsverachtung wird.«

Die Konfrontation mit der »Praxis«, wie man heute sagen würde, setzte rasch ein; Ida Coudenhove suchte sie geradezu auf. Ihre Studien der Geschichte und Sozialwissenschaften zwischen 1925 und 1931 zunächst in Wien, dann in Freiburg (sowohl an der Universität wie an der Sozialen Frauenschule) brachten sie in Berührung mit den handgreiflichen Nöten der Zeit; tätig wurde sie anschließend in Dresden in der sozialen und caritativen Arbeit sowie als Diözesansekretärin des Bistums Meißen im Sinne eines geistigen Vor-Denkens für die katholische Jugend. Gerade in Dresden war ihre lebendige, ja glühende Art der Gedankenentwicklung schon ausgeprägt: Ihre langen Monologe, denen das Gegenüber oft nur mit Mühe antworten konnte, waren berühmt. Ihre adelige Abstammung war ihr zwar wichtig, aber nur im Sinne erhöhter geistiger Verantwortlichkeit oder auch einer vertieften Beheimatung in der Geschichte (ihrer ausgeprägten »ersten Liebe«). Zu Geld und Besitz hatte sie kein Verhältnis außer dem des Gebrauches für Notwendigkeiten.

Als sie dem Rheinländer Carl-Joseph Görres (1905-1973) in Dresden begegnete, waren manche Kreise über ihre Verlobung fast enttäuscht, weil das Idealbild einer »Jungfrau von Orléans« zerstört schien. Ihr Mann, der sie in seiner Geistigkeit ebenbürtig ergänzte, bereitete ihr durch seine Tätigkeit als Ingenieur (Erfinder eines der ersten Computer) und Wirtschaftsberater selbstlos die Möglichkeit, als Schriftstellerin, Dichterin und Theologin tätig zu sein. In rascher Folge entstanden ihre größeren Werke neben vielen Vorträgen und kleinen aktuellen Schriften, die insgesamt um die Wahrheiten der Kirche und der Theologie kreisen. »Da ich keine Familie habe« – eigene Kinder blieben ihr zu großem Leidwesen versagt –, »hat sich eben meine ganze Kraft (...) auf die Kirche fixiert.« Ihre Ehe war von vielen Freundschaften erhellt: zu Gustav Siewerth, Heinrich Kahlefeld, Werner Bergengruen, Joseph Ratzinger, Walter Nigg, Reinhold Schneider, Alfons Rosenberg und anderen. Ihr Haus in Stuttgart-Degerloch stand auch

während des Krieges für Gespräche, sogar für ein zeitweiliges Untertauchen vor den Nationalsozialisten immer offen; in der späteren Wahlheimat Freiburg war sie freilich durch Krankheit (ab 1942) zu solchen Gesprächen kaum noch in der Lage. Zeitweilig erteilte sie auch Konvertitenunterricht, wofür sie eine tiefe Verantwortung empfand.

Im Jahre 1946 schreibt sie den berühmt gewordenen *Brief an die Kirche* in den *Frankfurter Heften*. Aus drängender Besorgnis um die mangelnde soziale Hilfe vieler kirchlicher Stellen in der schweren Nachkriegszeit entstanden, wurde der Brief bis in die höchsten kirchlichen Spitzen hinein, ja bis zu einer Rüge aus Rom als Zeichen einer grundsätzlichen Respektlosigkeit gedeutet. Ida Görres litt schwer unter diesem Mißverständnis, gerade weil die Kirche ihre tiefe und letzte Liebe war. Am Ende ihrer scharfen Ausführungen heißt es (von den Tadlern überlesen?): »... und deshalb lieben wir sie. Nun entschuldigen Sie bitte dieses stammelnde Zeugnis einer Liebe, einer so langen und doch so hilflos gewordenen Liebe. Aber wer kann seiner Liebe Worte geben?«<sup>4</sup>

Als Folge dieser Spannungen kann man auch die ab 1950 einsetzenden, erblich bedingten Gehirn-Spasmen deuten, die sie lange ans Bett fesselten, ja teilweise lähmten und einen monatelangen Verlust der Sprache zur Folge hatten. Hinzu kam eine schwere Arthritis mit einer Empfindlichkeit gegenüber jeder Berührung (sogar die Bettdecke mußte eigens abgestützt werden). Nur wenige Freunde konnten sie für festgelegte Minuten besuchen; trotzdem empfand sie diese Zeit als eine Wende zum Guten und als einen neuen Umschmelzungsprozeß: »... eine Art Konversion, von meinem bisherigen selbstbeschränkten, selbstzufriedenen und etwas selbstherrlichen Bild der Kirche zu einem immer tieferen Schauen und Begreifen der Kirche selbst (...) es ist ein Stück wirklichen Sterbens, ein Teil des Abbröckelns jedes äußeren Hauses, um mit dem himmlischen Bau neu überkleidet zu werden (...) Wie beginne ich, vertrauend einzuschwingen in das Spiel der großen, undurchsichtigen und wunderbaren Führungen und Fügungen Gottes mit seinen Menschen, zu denen Er ganz gewiß nicht unsere aufgeregte, eifrige Nachhilfe braucht.«<sup>5</sup>

Dieses Leiden verläßt sie nicht, bessert sich aber so weit, daß sie weiterhin unermüdlich schreiben kann. Das Konzil erlebt sie zunächst mit freudiger Aufmerksamkeit, später eher mit Bangen und beständig beschäftigt mit den in ihren Augen zweideutigen Folgen. Sie bemüht sich, neuen Aussagen und Formen gegenüber aufgeschlossen zu sein, sieht aber mit dem ihr eigenen Instinkt auch Unverzichtbares im Wanken. Ein zeichenhafter Titel aus dem Jahre 1969 lautet: *Abbruchkommando in der Kirche*: »Niemand kann verlangen, daß mir die Leute, die zum Totengräber- und Entrümpelungswerk bestellt sind, nun auch noch sympathisch sind.«<sup>6</sup> Streitpunkte waren ihr, auch in schmerzlicher Mißstimmung mit alten Freunden, der Zölibat, das Frauenamt in der Kirche und die Enzyklika *Humanae Vitae*, die sie verteidigte, und der *Holländische Katechismus*, den sie ablehnte. Wo sich die neuere Exegese gegen bisher anerkannte Wahrheiten aussprach – sei es die Existenz des Teufels, die Unfehlbarkeit des Papstes, die Glaubwürdigkeit der Wunder –, antwortete sie gleichermaßen kämpferisch und be-

4 Dies., *Brief an die Kirche*, in: *Frankfurter Hefte* 1 (1946).

5 Zit. n. M. Rössler, in: *Deutsche Tagespost* vom 5./6. Januar 1973, S. 9.

6 I.F. Görres, *Im Winter wächst das Brot*. Einsiedeln 1970.

troffen. 1969 erhielt sie die Berufung zur Teilnahme an der Würzburger Synode. Nachdem sie von ihren Ärzten die Erlaubnis dazu erhalten hatte, sagte sie nur: »Adsum.« Die übermäßige Papierarbeit und das mühsame Formulieren von Stellungnahmen übernimmt sie klaglos; am 15. Mai 1971 gibt sie zu der Vorlage *Gottesdienst und Sakrament* ihre Meinung ab und bricht unmittelbar danach zusammen. Obwohl kurz vorher von besonderer Frische noch einmal verjüngt, wird diese Gehirnblutung tödlich: Sie stirbt an demselben Tag im Frankfurter Marienkrankenhaus.

Es war ihre Bitte, in ihrem weißen Kimono und mit einem »weißen Requiem« auf dem Bergäcker-Friedhof in Freiburg begraben zu werden – weiß als die japanische Farbe der Trauer. Joseph Ratzinger sprach im Freiburger Münster am 19. Mai die Gedenkworte, Walter Nigg hielt die Ansprache auf dem Friedhof. Erzbischof Hermann Schäufele ehrte sie nicht nur durch seine Anwesenheit beim Requiem, sondern indem er am nächsten Tag (Christi Himmelfahrt) Texte von Ida Görres bei einer Diakonweihe ausführlich zitierte. Auf ihrem Grabstein – einem Sandstein aus dem Octogon-Umgang des Münsterturms – stehen die Worte: »Cave adsum!« – »Hüte dich, ich bin da!« In diesem Wappenspruch des Namensvetters Joseph von Görres (1776-1848) hat sich Ida Görres selbst verstanden. Links ist das Quickborn-Kreuz eingemeißelt (sie war seinerzeit von den Quickborn-Mädchen gegen den Wunsch der Leitung zur Führerin gewählt worden). Auf der Vorderseite ist das Abbild des kämpfenden, ihrer eigenen Geistigkeit so teuren Erzengels Michael mit zugehörigen Schriftstellen zu sehen.

## 2. Zwischen den Polen: Das innere Leben

Die äußeren Daten sind ein nur unvollkommener Rahmen, in dem die Gestalt dieser menschlich und religiös reichbegabten, heute einem Schweigen anheimgefallenen Frau einen Anhalt finden kann. Was läßt sich über Ida Friederike Görres von ihrem lebendigen Wesen her sagen?

Ihre tiefe Charakteristik wird wohl lauten: Ida Görres hat mit seltener Leidenschaft und gleichzeitiger Klarsicht ihre Liebe zur Kirche gelebt, durchdacht, durchlitten. Sie sondiert dabei zwei Wunden, die auch die ihren werden sollten: die Verwundung der Kirche durch die festgefahrene und überlebte Tradition mit ihrem bloßen Schematismus und durch die Verneinungslust vorschneller und übereifriger Revolution. Zu ersterem formuliert sie den genialen Satz Romano Guardinis kongenial weiter: »Es gibt das ›Erwachen der Kirche in den Seelen‹. Es gibt auch das ›Sterben der Kirche in den Seelen‹ (...), das langsame, schleichende, unmerkliche Sterben an Erkältung und Verarmung, an geistlicher Unterernährung und Verhärtung« (*Die leibhaftige Kirche*). Was die zweite Verwundung betrifft, so fragte sie leidenschaftlich, ob man die Wunden der Kirche aufkratzen und bloßlegen oder sie nicht lieber küssen solle. Ida Görres versuchte dies als Laie, in der Form tiefer Liebe und verantwortungsvollen Tadels, geleitet und ausgewiesen nur durch die »Antennen des eigenen Herzens«, aber dadurch glaubwürdig, ebenso anfänglich bewundert wie später zeitweise verfemt. Ihr Leben kann insgesamt als Ausdruck einer Spannung, ausgestreckt zwischen zwei Polen, gesehen werden: zwischen dem aufmerksamen Horchen auf das Vergangene und dem freimütigen Entbinden der neuen Gestalt der Kirche. Diesen Geburtsvorgang einer so sehnlich erwarteten und so mühsam hervorgebrachten neuen Gestalt verfolgte Ida Görres mit der ihr in

besonderem Maße eigenen Feinfühligkeit. So besuchte sie in ihren letzten Jahren in Freiburg täglich die Eucharistiefeier, und zwar als Martyrium, im »Aufruhr aller Nerven« wegen der oberflächlichen Form, nur durchgehalten in der Anspannung auf den »feurigen Kern«. Das Vordergründige und Lieblose des Vollzugs bereitete ihr das eigentliche Leiden, über das sie sprechen mußte, während sie in bezug auf ihre körperlichen Schmerzen von klagloser Tapferkeit war.

Anders wären ihre beiden inspirierenden Pole benannt als Pietät und Revolution. In einem ihrer unveröffentlichten Briefe – längst einer Edition würdig! – bezeichnet sie als »die tiefste Leidenschaft des Japaners die Bindung an das, was war«. Gleichzeitig wußte sie, daß dies eine mehr asiatische denn katholische Haltung sei, und begriff es als eigenste Anforderung, Abstand vom Überkommenen zu nehmen, selbst die Pietät um des glühenden Kerns der Kirche wegen aufzugeben: »... ich versuche mit Schmerzen, die ich gar nicht ausdrücken kann, hierin zu mir selber und meiner Natur Distanz zu bekommen und die richtigen Proportionen zu finden. Es ist ein Sich-Schälen, nicht bis auf die Haut, nein, bis auf die Knochen, Haut und Fleisch werden mitgeschält« (Brief an A. Rosenberg, unveröffentlicht).

Ihr Wille zur Erneuerung des Glaubens aus dem Innersten brachte sie in den fünfziger Jahren auf die Spur Teilhard de Chardins, dem sie ebenso kritisch Zusatzfragen stellte wie sie sich selbst an ihm, dem Ergriffenen, entzündete. In dem Titel *Sohn der Erde*, den sie einem ihrer beiden Teilhard-Bücher gab, greift sie wie in dem posthumen Werk *Weltfrömmigkeit* auf eine künftige Theologie der Schöpfung voraus. Tief zusammenhängend damit fühlte sie sich immer von der Frage der »Leiblichkeit« angezogen, der Frage des Materiellen, Irdischen, der »Außenseite«, in die ja – ebenso tief damit zusammenhängend – auch die Kirche eingelassen ist, die »leibhaftige Kirche« mit ihren Sakramenten, Symbolen und ihrer so störanfälligen Außenseite. Eine der eigensten Erkenntnisse von Ida Görres war jene von der wesentlichen Aufgabe der Kirche, den Menschen gerade in seiner Leiblichkeit zu leiten, ihn darin behaust zu machen. Diese Leiblichkeit war ihr die blutvolle Voraussetzung und Ergänzung einer Kirche des Geistes, der ihre Sehnsucht galt: »Ich werde übrigens immer joachitischer, Joachim von Fiore hat ja eine Kirche des Geistes angekündigt (...), in immer neuen Verwandlungen schimmert sie durch« (Brief an A. Rosenberg). Hier liegt ihr tiefes Plädoyer für die Unauflöslichkeit der Ehe, für das leiblich Verbindende und Verbindliche. »Der Mensch will menschlich lieben, mit Leib und Seele beschenkt und hingegeben, möchte gehalten und geborgen sein von einem Menschen für jetzt und immer, für alle Fähnisse des Lebens und für das große Abenteuer des Sterbens« (*Von Ehe und Einsamkeit*). Und wieder in ergänzender Spannung dazu ihre Feinfühligkeit für den Zölibat und die freiwillige oder »zugefallene« Jungfräulichkeit, die die Frauengeneration nach dem Krieg betraf, wo sie den Sinn des Opfers der unerfüllten Leiblichkeit um der neuen Schöpfung willen zu beleuchten suchte.

Bündeln und in eine Mitte einbringen lassen sich diese Zusammenhänge in Ida Görres' eigenstem Auftrag, die Kirche in ihren Heiligen darzustellen, in ihrem wahren Gesicht: dem menschlichen. Wie sie die Kirche ebenso außerhalb oder besser: über den geschichtlichen Zufälligkeiten zu sehen suchte – konservativ in dem Sinne, daß sie das unvergänglich Gültige wahrnahm – und sie doch zugleich eingetaucht und vermischt mit allem Leibhaft-Geschichtlichen sah, so war es ihre Gabe, das natürlich Vorgegebene, unverwechselbar Besondere eines Heiligen, auch seine aus Schwächen stam-

menden Stärken vor Augen zu rücken, kurz seine geschichtliche Gestalt zu erhellen – dabei aber auch das bestürzend Gültige dieser Summe einzelner Entscheidungen herauszuheben. Dies gelang ihr vor allem mit Frauen: Elisabeth von Thüringen, Johanna von Orléans, Hedwig von Schlesien, Radegundis, Therese von Lisieux, Maria Ward und freilich auch Franz von Assisi. Besonders im *Senfkorn von Lisieux* erreicht die Hagiographie unseres Jahrhunderts eine neue und maßgebende Höhe.

Eine letzte hervortretende Gabe ist die Entsprechung der formalen Kraft ihres Wortes zu ihrer Sendung und – vielleicht darf man so sagen – zu ihrer geistigen Passion. Bei aller weiten Spannung im Denken war Ida Görres nicht eigentlich abstrakt. Wie sie in einem Brief bemerkte, war ihr nichts fremder als »reine« Philosophie; wohl aber kannte sie den philosophischen Eros, »die einzige strenge, rein geistige Leidenschaft, das kalte Feuer, das trotzdem glüht wie ein Morgenhimmel oder ein weißer Stern« (Brief an A. Rosenberg). Demgegenüber empfand sie die Gefährdung dieses Charismas durch den Intellektualismus stets als besonders zerstörerisch. Sie bedauerte einmal, daß die intellektuelle Lüge zu ihren Jugendsünden gehört habe, während sie später ihre Schuld eher in einem Verbergen ihrer Meinung um der »schwachen Brüder« willen sah. Ihre Sprache war ebenso zuchtvoll wie schöpferisch quellend, ebenso elegant wie kämpferisch. In vier fast unbekannt gebliebenen Gedichtbändchen gelingen ihr meisterhafte Strophen, besonders in der Verbindung von Naturnähe und Glaubenssehnsucht. »Die vom Wort Gezeugten haben das Wort« – diese mittelalterliche Sentenz bezeichnet auch Ida Görres' selbständige, schöpferische Sprachlichkeit. In ihrer Sprache war etwas ebenso Lebendiges, Wirklichkeitsnahes wie zugleich Gebändigtes, wie sie sich überhaupt durch Leidenschaftlichkeit und große Zartheit auszeichnete, darin eine heimliche Partnerin Romano Guardinis. Gleich ihm war sie in ihren Arbeiten auch von großer Lauterkeit des Handwerks, versuchte, die Glut des Denkens in die Sprache einzutragen.

Überhaupt läßt sich sagen: Ihr Charisma war das Geistige, freilich in Form eines Erleidens. Es gehört zu jenen Leiden, die aus dem Verzicht auf das geliebte Alte kommen, um das unfertige und vielleicht sogar unförmige Neue, das aber als richtig geahnt wird, vorzubereiten. »Die Steine der Kirche werden mir mehr und mehr transparent. Sie hören nicht auf, Quader zu sein, sie lösen sich keinesfalls. Aber sie werden durchsichtig. Manchmal sehe ich die Kirche so: als einen gotischen Kristallberg, gewaltig aufragend, mit unzähligen Kanten und Facetten funkelnd, vor einem nächtlichen Himmel aufsteigend. Aber sie bedeckt ihn nirgends, weil sie kristallen ist, er schiebt sich nicht dazwischen. Alle Sterne und alle unermeßlichen Welten schimmern hindurch. Und zur anderen Seite sehe ich sie eben auch wieder (...) wie ein Goya-Bild. Der halbtote, verwüstete, verstümmelte Leib der Kirche, an einem Pfahl hängend, voll offener Wunden, wildem Fleisch, Schmutz und Verwesung. Sie ist so und noch vieles andere dazu« (Brief an A. Rosenberg).

Ida Görres' Denken ist gekennzeichnet vom Aushalten eines »Zwischen«. Von ihrer leiblichen und geistigen Ausstattung her ist sie nicht einhellig, sondern von einem überbordenden Reichtum, dem sie erst eine Mitte schaffen mußte: im Christentum, seiner kirchlichen Gestalt. Vieles, was ihr früher daran transparent war, hat sich ihr in den letzten Jahren verdunkelt. Und sie selbst wurde in diesem Vorgang aus einem frühen Rampenlicht katholischer Öffentlichkeit in ein Halbdunkel versetzt, worin jüngere Verlagsangestellte nicht einmal mehr ihren Namen richtig schreiben konnten. »Ich liege nicht mehr im Trend der intellektuellen Masse, auch der katholischen, die mich viel

früher doch sehr stark als einen ihrer Sprecher empfunden hat. Jetzt bin ich ihr Widersprecher und daher nicht mehr gefragt« (Brief von 1964).

Vielleicht war es ihr aber weniger gemäß oder, besser gesagt, vielleicht war es ein Mißverständnis, sie je in einer »Mitte« angekommen zu sehen – Mitte im Sinne letztgültiger Einsichten, die dann doch – aus unerfindlichen Gründen – plötzlich ihre Gültigkeit einbüßen. In ihrem späteren Tagebuch *Zwischen den Zeiten* (Olten 1960) trifft sie sich selbst: »Meine eigentlichen Probleme, meine zentralen, existentiellen, liegen in Wirklichkeit gar nicht im Intellektuellen, wie meine Bekannten, Fremde und sogar Freunde hartnäckig von mir glauben. Sie liegen seit eh und je im Moralischen, soweit meine Erinnerungen zurückreichen und auch hier nicht im Theoretischen und Prinzipiellen, sondern im Leben. Den Intellekt habe ich stets nur als Hilfstruppe herbeigerufen, um den unentwirrbaren Dschungel des Lebenmüssens zu durchleuchten und die Grundsätze, um eine Straße durchzuhauen – der Weg, das war und ist doch der Inbegriff meines Fragens.« Hat sich diese Suche nach einem, nach dem Weg in der von Ida Görres vorgelebten und vorgedachten Qualität vererbt?

#### DER KRIEG – AUFSÄTZE ZUR SITUATION UNSERER WELT

### Ist Friedenspolitik Gewaltverzicht?

*Von Hans Maier*

Der Golfkrieg (aber auch der vor unseren Augen geführte Agressionskrieg gegen Kroatien) hat viele Fragen aufgeworfen – Fragen, auf die die theologische Diskussion kaum vorbereitet ist. Es rächt sich jetzt, daß man sich in den fünfziger Jahren – paradox gesprochen – mit Gedanken an die Apokalypse beruhigt hat: alle kirchlichen Kriegslehren schienen angesichts der Atomwaffen obsolet zu sein; jede »Güterabwägung« erschien als herausfordernder Zynismus. Doch längst vor dem Golfkrieg hatte sich das traditionelle (Nachkriegs-)Kriegsbild gewandelt, parallel mit der Verwandlung der Internationalen Politik. An die Stelle bipolarer Überschaubarkeit und eindeutiger apokalyptischer Szenarien ist das Gegenteil getreten: polyzentrische Unübersichtlichkeit, verbunden mit immer häufigeren (und immer weniger berechenbaren) regionalen Kriegen vor der Haustür. Gleicht schon die Internationale Politik nach dem vorläufigen Ende des Ost-West-Gegensatzes oft einem Produkt der Chaos-Theorie, so hat der im Dutzend billiger gewordene Krieg der neunziger Jahre der Moraltheologie (und weithin auch der Friedensbewegung) offenbar erst recht die Sprache verschlagen.

In dieser Lage sei zunächst an drei Grundsätze erinnert, die zum klassischen Bestand aller Kriegsverhütungspolitik, seit es sie gibt, gehören.

1. Friedenspolitik ist nicht gleichbedeutend mit Gewaltverzicht in der Politik – wäre das so, dann würde alle Bemühung um den Frieden auf die Kapitulation vor den jeweils stärksten Bataillonen hinauslaufen; und gerade jene, die den Frieden nicht wollen, wären die Nutznießer.